

wie kein anderer ist Heinz Czechowski mit jenen horrenden Ereignissen verwachsen. Er macht es sich, wie etwa Wulf Kirsten, zur Lebensaufgabe, die immer undeutlich werdenden Spuren des Lebens im alten Zentrum Europas zu sichern, vermittelt den Nachgeborenen darüber hinaus das Leiden der Opfer der Geschichte. Dabei verbraucht er ein Minimum an Pathos.

Zweiundvierzig Jahre danach macht der Dichter in der Manier Günter Eichs Inventur seiner Kindheit ("Nachkrieg"), konserviert er seine Welt, als hätte er einen kalt registrierenden Fotoapparat statt einen Feder in der Hand ("Wintertag") und erzählt leidenschaftslos die Geschichte scheinbar unwesentlicher Menschen und Orte ("Ich und die Folgen"). Alles in der Anstrengung, die Erinnerung sprachlich zu stabilisieren, bevor sie unserer wachsenden Gedächtnislücke anheimfällt. In dieser Fähigkeit, Totes zum Reden zu bringen--die Museumsfunktion der Poesie--, ist Günter Kunert Czechowski vorausgegangen, welcher der meistzitierte und porträtierte Freund und Kollege im Band ist. Aber auch Sarah Kirsch, Franz Fühmann und Adolf Endler werden mit einem Platz in der Galerie bedacht. Die Porträtgedichte knüpfen an eine lange, DDR-spezifische Tradition (bei etwa Brecht, Becher und Bobrowski) an und gehören zu den am besten gelungenen Texten der Sammlung. Auch das Porträt beabsichtigt, Vergängliches festzuhalten, wobei wir aber gleichzeitig einen Eindruck von der literarischen Landschaft, in der sich der Porträtierende bewegt, bekommen. Es scheint, als verschwinde bei jedem Pinselstrich jene Depressionen, die die Gedichte in Kein näheres Zeichen sonst beherrschen. Denn als "Landvermesser" fühlt Czechowski sich immer nur Objekt der Geschichte und bemüht sich (übrigens vergeblich), das eigene Ich zu retouchieren: "Käm ich als ein anderer um die Ecke,/Mir selber entgegen, würde ich mich/Erkennen?"

Die meisten Gedichte wurden unter dem Stern der Vergeblichkeit geschrieben: "Dichter kommen und gehen,/Es bleiben die Wörter"--so weit so gut, aber dem Papier sagt Czechowski den sicheren Verfall voraus, und die Wörter werden zur "Asche Vergessen" ("Der genaue Text"). Die Angst vor dem Vergessen, dem Verwischen der Zeichen ist wiederum mit den landschaftlichen Eigenarten Sachsens, oder gar der DDR

verbunden. Das Metier des "Landvermessers" endet dort, wo die Gegend durch Betonierung, Umweltverschmutzung und grobe Vernachlässigung (erneut) ruiniert wird. Der Dichter muß gegen das Abblättern des Putzes, den Kohlenrauch und das verschmutzte Trinkwasser anschreiben, was ihm letztendlich, nach den hundertunddrei Gedichten, die Sprache verschlägt: keine Schreie, keine Flüche mehr im letzten Zyklus, sondern bloß das nächtliche Rascheln von Fingern in des Lyrikers Papieren, das den Kampf mit dem "gewaltig/sich blähenden Nichts" verrät.

Gerrit-Jan Berendse
University of Utrecht

Braun, Volker. Langsamer knirschender Morgen. Gedichte. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1987 and Halle-Leipzig: Mitteldeutscher Verlag, 1987. 92 S.

Ein "Gemischter Chor" eröffnet Volker Brauns neuen Lyrikband und schließt so nach mehr als einem Jahrhundert an das Finale des zweiten Teils von Goethes Faust an, in dem der "Chorus mysticus" ertönt. Hüllt sich die Tragödie nach dem Achtzeiler in himmlischer Ruhe, Brauns parodistisches Echo stimmt die Tonlage alles Irdischen an: "Das fein Geplante/Ist doch zum Schrein./Das Ungeahnte/Tritt eisern ein." Braun stand immer schon lieber mit beiden Beinen auf der Erde, wenn sie auch bis zu den Knien im Schlamm steckten. Nachdem er den Tagebau als Baggermaschinist verlassen, und sich als Student der Philosophie immatrikuliert hatte, betrat er in den sechziger Jahren die Rhetor-Tribüne, um in Gedichten über die Mißstände in der DDR zu richten. Majakowskis Stimmengewalt simulierend, trat er in Klartexten provozierend und richtungsweisend in einem Staat auf, in dem sich wenig bewegte. Am Vokabular der Marxisten hat es nicht gelegen, das konnte aus einem Reservoir revolutionärer Symbole und Metaphern schöpfen. Aber die Parole, die einst die Pioniere der DDR vorantrieben, verhallen mittlerweile in den Sälen des Volkspalastes. "Klassenkampf--o Donnerwort", "Der Sozialismus, nur noch eine Metapher/Aber wofür?", heißt es im "Gespräch im Garten des Chefs", wo die Losungen an Resonanz einbüßen.

Die starken Wörter wurden in dem zur Bürokratie erstarrten Arbeiter- und Bauernstaat leblos. 1963 verglich Braun den unter dem Vorwand der Konsolidierung eingestellten Status quo in einem bisher unveröffentlichten Gedicht mit einem "Schiff im Land": "Es war ein langsamer knirschender Morgen./Das Meer von zerschundenem Jubel erbricht/Sich, im schäumenden Zeitungspapier verborgen."

Die 1987 zuerst in der Bundesrepublik, Monate später in der DDR erschienene Sammlung neuer Gedichte macht durch das Zitieren der vierundzwanzig Jahre vorher geprägten Formel auf die immerwährende gesellschaftliche und politische Stagnation aufmerksam: im Osten nichts Neues? Wer genau hinhört, nimmt aber die eintönigen Geräusche wahr; das Knirschen der aufgehenden "Sonne" und das Quietschen der im Panzer gehüllten Staatsmaschinerie--akustische Symptome verhärteter Strukturen. Seit dem Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn bewegt sich Braun in diesem gesellschaftlichen Dauerzustand, den Karl Mickel 1975 die "Eisenzeit" nannte. Das Motto, in dem er weiterhin Resignation leugnet, verrät er im Text "Der Eisenwagen," dem nachgetragenen Prolog seines Theaterstückes Lenins Tod (1970): "Mit dieser eisernen Gegebenheit leben und gegen sie, sie benutzend und zerbrechend." In drei Zyklen übt sich Volker Braun in Langsamer knirschender Morgen in der Technik des Brechens, um somit das staatseigene Knirschen und Quietschen zu übertönen, ohne es jedoch ganz zu unterdrücken.

In den siebziger Jahren ist der Rhetor Braun von der Tribüne gestiegen, hat sich ins Handgelenk und Getöse der unterschiedlichen Diskurse gestürzt. Im Laufe der Zeit hat er sich zum Meister des dialogischen Gedichts entwickelt. Im Zyklus "Lektionen und Satiren" tritt der Dichter im gemischten Chor von Rede und Gegenrede, der Stimme des Volks und dem Herrschaftsdiskurs auf. In "Die Treulose" diskutiert "Volker" (Braun) mit "Valerius" (Catull) über die Notwendigkeit der Lyrik, in "Ich habe mit dem Papst gesprochen" versucht er als Bittsteller vergeblich, das stumme Kirchenhaupt für das Schicksal politischer Gefangener in Argentinien zu interessieren. Die meisten Dialoge gehen im Stimmengewirr unter und erteilen nicht die versprochenen Lektionen, machen

aber irritiert den Verborgenen Dissens hörbar. Braun genügt dies nicht.

In der zweiten Folge des 1979 eingesetzten Zyklus "Der Stoff zum Leben" nimmt die Lautstärke bedeutend zu. Hier stehen die eigenen Texte auf der Abschußliste, die früher einmal Wahrheit beanspruchten. "Hier ändere ich die Welt/Hier kann ich es," lautet die Devise im Materialtext "Burghammer," dem Ort, wo Braun in den Aufbaujahren der DDR Braunkohle ans Tageslicht brachte. Seitdem die sächsische Tiefebene durch die Abnutzung zerschunden worden ist, ist sie auch als literarisches Sujet (u.a. verarbeitet in Die Kipper) korrekturfähig geworden. Schicht für Schicht wird im erneuten Schreibprozeß durch die Landschaft gegangen: die in Majuskeln skandierten Ewigkeitsansprüche werden zertrümmert und zurechtgewiesen, älteres literarisches Material heranzitiert, durchgestrichen, korrigiert und neu zusammengestellt. Dieses intertextuelle Jonglieren macht den Band interessant, denn er zeigt durch die bewegte Selbstreflexion, daß ein zeitgenössischer Autor--in welcher gesellschaftspolitischen Zwangslage auch immer--nicht zum Schweigen verurteilt ist.

Braun schließt mit 164 "Berliner Epigrammen," einer von ihm vorher wenig geübten Gattung. Der gebürtige Sachse eignet sich in den in Distichen gepreßten aphoristischen Kurzformen die "Berliner Schnauze" an. Die Merksätze versuchen, die verhärteten Strukturen, die u.a. auch in der Architektur der Hauptstadt gravierende Formen annehmen, mit provokativen Aussagen zu parieren: "Die Fassade ist hin, die einmal alles bedeutet/Als man den Schein gewahrt. Jetzt gewahren wir Schund." In den Epigrammen dauert die kritische Stimme seitenlang an, sie vermittelt die eigentlichen Lektionen und Satiren im Band.

Gerrit-Jan Berendse
University of Utrecht

Hensel, Kerstin. Stilleben mit Zukunft. Gedichte.
Halle-Leipzig: Mitteldeutscher Verlag, 1988. 127 S.

Stilleben mit Zukunft ist der erste Lyrikband von Kerstin Hensel (Jahrgang 1961), und der Titel suggeriert bereits, worum es in den 73 Gedichten vor-